

Maximilian Rönning, **Athen und Attika vom 11. bis zum frühen 6. Jh. v. Chr. Siedlungsgeschichte, politische Institutionalisierungs- und gesellschaftliche Formierungsprozesse.** Tübinger Archäologische Forschungen, Band 33. Verlag Marie Leidorf, Rahden 2021. XI und 632 Seiten mit 22 Abbildungen, 24 Diagrammen und 54 Karten, jeweils teils farbig.

Die Arbeit des heutigen Archäologen ähnelt derjenigen des mythischen Bäckers Sisyphos, mit dem Unterschied, dass der Bücherberg, den es zu erklimmen gilt, beständig in die Höhe wächst. Davon zeugen in der vorliegenden Tübinger Dissertation von Maximilian Rönning 130 Seiten Bibliographie, und mit ihrem Umfang von über sechshundert Seiten trägt sie selbst auch nicht unerheblich zum Wachstum des Buchgebirges bei. Der für die Geisteswissenschaften typischen Meinungsvielfalt begegnet Rönning mit der Diskussion von Detailfragen in langen Fußnoten mit ausführlichen wörtlichen Zitaten, die dem Leser, der nicht gleichermaßen wie der Autor belesen ist, die zeitraubende Nachschau ersparen.

Die Arbeit ist in sieben Abschnitte gegliedert, beginnend mit der Einleitung (S. 1–22), in der sich der Verfasser kritisch mit Generalisierungen auseinandersetzt, wie der angeblichen Vormachtstellung Athens in der frühen Eisenzeit. Aus der kulturellen auf eine politische Vormachtstellung zu schließen wäre gewiss verfehlt, gleichzeitig ist aber zu betonen, dass die Sichtbarkeit Athens im archäologischen Befund alle anderen Landschaften übertrifft. Es gibt keine weitere derart umfassend publizierte Nekropole wie den Kerameikos, und auch qualitativ und künstlerisch überragt die attisch geometrische Keramik andere lokale Gattungen und wird in ihnen nachgeahmt. Wenn Rönning betont, die Keramik sei kein ökonomisch bedeutsamer Faktor (S. 3), so ist dies angesichts von Grabvasen wie der berühmten Dipylon-Amphora zumindest fragwürdig, überdies wäre es aber falsch, sie auf das wirtschaftliche Phänomen zu reduzieren und dieses zu marginalisieren. Der im Band kritisierte »Athenozentrismus« (S. 21) ergibt sich unmittelbar aus der Fülle archäologischer Befunde und hat insofern durchaus seine Berechtigung.

Ein anderer Punkt betrifft die Polis in statu nascendi: Rönning's These »die abstrakte Verwendung des Begriffs ›Polis‹ ... stellt letztlich ein modernes Konstrukt

dar« (S. 15) unterscheidet nicht zwischen der wissenschaftlichen Verwendung des Begriffs und seiner (sich wandelnden) Bedeutung im antiken Sprachgebrauch. Auch wird man dem Autor kaum folgen wollen bei der Behauptung, die Formierung urbaner Strukturen stelle »zunächst ein oberflächliches Phänomen« dar. Unklar bleibt, was daran »oberflächlich« sein soll. Das Zusammenleben von Menschen erfordert bereits auf der Ebene einer dörflichen Gemeinschaft Regelungen, und je stärker die Siedlungsverdichtung und je komplexer die Gesellschaft, desto höher ist der Regelungsbedarf. Dementsprechend wird der Begriff ›Polis‹ im Laufe der Zeit immer stärker inhaltlich aufgeladen. Die Poliswerdung ist daher, wie der Verfasser ausführt, »als Prozess aufzufassen, der sich über einen längeren Zeitraum erstreckte« (S. 17).

In Kapitel II (S. 23–82) behandelt Rönning die durchwegs erheblich späteren literarischen Quellen zur Frühzeit Athens, vornehmlich unter dem Aspekt der Entwicklung staatlicher Strukturen und des Verhältnisses von Athen zu Attika. Dabei betreibt er eine rigorose Quellendekonstruktion, die in vielen Punkten gewiss berechtigt ist – etwa seine Ausführungen zum Putsch des Kylon (S. 34 f.) – in anderen aber zu weit gehen dürfte. So etwa, wenn er von der Überlieferung zu Solon praktisch nichts außer dem Namen gelten lässt. Eine zentrale Rolle spielt für den Autor dabei der Vorwurf der »anachronistischen Rekonstruktion«, was zunächst kein Argument, sondern nur ein Begriff ist, der in der Publikation jedoch häufig an die Stelle einer Begründung tritt. Tatsächlich sind spätestens Ende des siebten Jahrhunderts in einer Reihe von Orten inschriftlich fixierte Gesetze fassbar, die die Existenz institutionalisierter Ämter belegen und insofern zur Verwendung des Begriffs Polis auch ohne gnomische Anführungszeichen berechtigen. Dass es sich bei diesen ›Gesetzen‹ regelmäßig um Einzelfallentscheidungen und nicht etwa um systematische Rechtskodifikationen handelt, hat Karl-Joachim Hölkeskamp schon vor längerem schlüssig gezeigt (Schiedsrichter, Gesetzgeber und Gesetzgebung im archaischen Griechenland [Stuttgart 1999]).

Der These des Verfassers, dass Attika bis ins siebte Jahrhundert keine Einheit gebildet habe und dass selbst die Frage danach verfehlt sei – er spricht stattdessen von einer »sukzessiven Verschränkung des späteren Zentrums Athen mit dem Rest Attikas« (S. 78) – ist entgegenzuhalten, dass Herodot 1, 30, 5 und die Erwähnung von Basileis im Demeter-Hymnos (Hom. h. 2, 473) keine Unabhängigkeit von Eleusis im siebten Jahrhundert beweisen (K.-W. Welwei, Athen [Darmstadt 1992] 66; 144).

Insgesamt bietet das zweite Kapitel eine umfassende und die Fachliteratur bis in letzte Verästelungen durchdringende Aufarbeitung des Diskurses zu den Institutionalisierungsprozessen im früheisenzeitlichen Athen, die in manchen Punkten Zustimmung, in anderen aber auch Ablehnung erfahren wird. Das Problem der Authentizität der antiken Überlieferung beschäftigt die Alte Geschichte seit ihren Anfängen, und ich gestehe,

dass mir differenziertere Ansätze näherliegen (siehe etwa C. B. R. Pelling, *Truth and Fiction in Plutarch's Lives*, in: D. A. Russel [Hrsg.], *Antonine Literature* [Exeter 1990] 19–52; J. L. Moles, *Truth and Untruth in Herodotus and Thucydides*, in: C. Gill – T. P. Wiseman [Hrsg.], *Lies and Fiction in the Ancient World* [Exeter 1993] 88–121; W. K. Pritchett, *The Liar School of Herodotos* [Amsterdam 1993]).

Das dritte Kapitel (S. 83–166) untersucht die Besiedlungsgeschichte und Siedlungsstruktur der Region in der frühen Eisenzeit, beginnend im Südosten mit Thorikos, über Sounion und Anavysso bis Keratea. Über das östliche Attika mit Brauron, Merenda, Markopoulo, Koropi und Spata schreitet der Autor im weiten Bogen über die Marathonia weiter nach Westen fort, behandelt anschließend den nördlichen Teil, Salamis, die Umgebung Athens und am Schluss die Befunde in Athen selbst. Dafür hat Rönning eine enorme Fülle an Befunden akribisch zusammengetragen und konzipiert behandelt. Der Probleme, die sich aus dem oft völlig unzureichenden Publikationsstand ergeben, ist er sich dabei durchaus bewusst. Dieser wird durch die Menge des Materials aber bis zu einem gewissen Grad kompensiert.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist im Rahmen einer Rezension nicht möglich. Kritik dürfte sich aber an diversen Schlussfolgerungen entzünden. So etwa, wenn Rönning auf der Grundlage vereinzelter (neuer) submykenischer Funde in ländlichen Zonen schreibt (S. 126), sie ließen »Zweifel an einer Entvölkerung des attischen Landes aufkommen« und »die Vermutung einer kontinuierlichen Besiedlung Attikas an weit mehr Stellen zu, als bislang angenommen wurde« (S. 127). Ein schärferer Siedlungsabriss als am Ende der Bronzezeit ist wohl kaum vorstellbar und wird auch durch »Probleme des Forschungsstandes« (S. 127) oder »archäologischer Sichtbarkeit« (S. 127) in keiner Weise aufgelöst.

Dasselbe gilt für die frühe Eisenzeit, hier insbesondere für die protogeometrische Phase. Schlechte Sichtbarkeit oder der Mangel an Rastersurveys erklären in Anbetracht der großen Zahl von Not- und Rettungsgrabungen und trotz deren zumeist völlig unzureichender Publikation nicht die im Vergleich mit früheren und späteren Besiedlungsphasen zahlenmäßig geradezu lächerlich wenigen submykenischen und protogeometrischen Funde und Befunde, die häufig nur aus einzelnen Scherben bestehen. Dem Rat des Autors, den steilen Anstieg der Befunde im achten Jahrhundert nicht überzubewerten, wird man hingegen gerne zustimmen, obschon eine schlüssige Erklärung nach wie vor aussteht (s. u.).

Hinsichtlich der Siedlungsstruktur geht Rönning davon aus, dass es bereits in geometrischer Zeit neben dörflichen Siedlungen auch Einzelgehöfte gab (S. 159). Dabei spricht er von früheisenzeitlichen Dörfern in Attika »mit maximal wenigen hundert Einwohnern« (S. 157) mit einer Selbstverständlichkeit, die durch den archäologischen Befund in keiner Weise bestätigt wird. Das oft zitierte Lathourea bei Vari (S. 158 f. Abb. 13) ist eine frühneuzeitliche Hirtensiedlung, der einzige antike Bau dort ist die

sogenannte Tholos (H. Lohmann, *Vom endneolithischen Wehrdorf zum spätosmanischen Tambouri. 5000 Jahre Festungswesen in Attika* [Wiesbaden 2021] 64–71).

Dem im Wesentlichen von Nicolas Coldstream begründeten und weithin akzeptierten Modell der von Athen ausgehenden Binnenkolonisation Attikas setzt der Verfasser einerseits die Behauptung einer Siedlungskontinuität über die Dark Ages hinweg entgegen, andererseits das Modell der Dorfspaltung (S. 159–165). Seine Argumente, die sich vornehmlich auf minimale Unterschiede in Grabsitten oder Keramikstilen stützen (S. 161 Anm. 1277), marginalisieren das einigende Band des gemeinsamen ionischen Dialekts sowie der engen kultischen Verbindungen zwischen Zentrum und Peripherie. Die Abspaltung oder Teilung von Demen steht dazu in keinem Widerspruch, wie beispielsweise im Falle des Demos Atene, der sich offenbar im frühen fünften Jahrhundert von dem größeren Anaphlystos getrennt hat. Warum es in dieser Region mit einer Flächengröße von rund zweitausendfünfhundert Quadratkilometer nicht zu einer größeren Zahl konkurrierender Poleis kam, vermögen die Ausführungen des Autors (S. 166) jedenfalls nicht zu erklären.

Das vierte Kapitel »Τάφος« (S. 167–216) ist den Gräbern »als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen« gewidmet. Da die Archäologie der frühen Eisenzeit Griechenlands zwar nicht ausschließlich, aber vornehmlich Gräberkunde ist, kommt der Behandlung von Bestattungsformen und Grabsitten zweifellos große Bedeutung zu. Zunächst setzt Rönning sich kritisch mit jenen auseinander, die eine gewisse kulturelle Einheit Attikas in der frühen Eisenzeit als Anzeichen für eine politische Gesamtheit gewertet oder daraus auf eine Binnenkolonisation der Halbinsel geschlossen haben. Dem stellt der Verfasser Unterschiede der Bestattungsformen und Begräbnissitten entgegen. Diese bilden jedoch keine regionalen Cluster, sondern finden sich kreuz und quer durch Athen und Attika. Letztlich bleibt ihr Formenkreis begrenzt. Nur vergleichende Studien mit anderen Landschaften könnten aufzeigen, inwieweit sich dortige Grabformen und Beerdigungssitten kulturell gegen attische abgrenzen lassen.

In Kapitel IV 2 behandelt der Autor in sehr konziser Form die performativen Aspekte des Begräbnisrituals, für die – neben einzelnen Befunden von Tieropfern und anderem – seit spätgeometrischer Zeit vor allem bildliche Darstellungen von Ekphora und Prothesis wichtige Quellen bilden. Im Ergebnis erkennt Rönning für das früharchaische Athen und Attika weniger einen Bedeutungsverlust der Grabrepräsentation als vielmehr »eine Verschiebung der kommunikativen Strategien« (S. 198). Klingt gut, aber wo sind die Gräber?

Im dritten Abschnitt greift Rönning noch einmal die Frage der Gräberstatistik auf, da die starke Zunahme von Beisetzungen in spätgeometrischer Zeit unterschiedlich gedeutet wird und gewiss nicht allein demographisch zu erklären ist (vgl. dazu S. 577 Diagramme 11 und 12 bzw. S. 578 Diagramme 13 und 14). Dabei nimmt die Auseinandersetzung mit den Thesen von Ian Morris

(Burial and Ancient Society. The Rise of the Greek City State [Cambridge 1987]; »Burial and Ancient Society« after Ten Years. In: S. Marchegay [Hrsg.], *Nécropoles et pouvoir. Idéologies, pratiques et interprétations*. Kongr. Lyon 1995 [Paris 1998] 21–36) breiten Raum ein, denen zufolge insbesondere die Ausweitung der Beigabensitte auf breitere Schichten viele Bestattungen überhaupt erst archäologisch sichtbar gemacht hätte. Insgesamt spricht Rönningberg der Gräberstatistik mit gewichtigen Argumenten die ihr zugeschriebene Bedeutung hinsichtlich der Entstehung der Polis ab. Er möchte vielmehr die abnehmende Bedeutung größerer Nekropolen zugunsten kleinerer »privater« Begräbnisplätze nach dem Ende der mykenischen Ära und die gegenläufige Entwicklung im achten Jahrhundert als Hinweis auf eine erst zu- und dann wieder abnehmende »Kleinräumigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse« werten (S. 213). Der Verfasser irrt allerdings, wenn er meint, dass extramurale Friedhöfe für das klassische Attika charakteristisch seien: Dies gilt nur für die urbanen Subzentren. Ansonsten prägen seit archaischer Zeit unzählige, überallhin verstreute Familiengrabbezirke die Landschaft der Region.

In der Zusammenfassung von Kapitel IV (S. 214–216) bestreitet der Autor wegen der »Grabvariabilität« noch einmal eine kulturelle Einheit Attikas in der frühen Eisenzeit. Diese mache das Fehlen »normativer Sitten« deutlich und zeige differierende Strategien der Repräsentation an. Damit werden meines Erachtens die beobachteten Unterschiede überbewertet und überinterpretiert. Rönningberg vermutet weiter, dass neben einer stärker individualisierten Ausstattung der Toten im zehnten und neunten Jahrhundert auch die performativen Aspekte des Bestattungsrituals immer größere Bedeutung gewonnen hätten (S. 215). Solche einzelnen aufwendigen Bestattungen lokalen Siedlungsführern zuzuschreiben, liegt auf der Hand. Doch wieso dies auf kleinteilige, insbesondere auf »instabile Autoritätsstrukturen« verweist, erschließt sich nicht.

Ausgehend von einem Zitat von Karl-Wilhelm Welwei, dass Heiligtümer identitätsstiftende Orte seien, untersucht Rönningberg im fünften Kapitel »Ἱερά« (S. 217–258) die früheisenzeitlichen Heiligtümer Attikas unter diesem Aspekt, wobei es ihm wesentlich um eine kritische Auseinandersetzung mit Thesen von François De Polignac, Tonio Hölscher, Robin Osborne und anderen geht, etwa, die Teilnahme an religiösen Ritualen habe »eine frühe Form der Polis-Bürgerschaft definiert« (S. 218) oder frühe Tempelbauten seien als »gesamtgemeinschaftliche Leistungen« (S. 218) zu werten. Die Gleichsetzung von Kultgemeinschaft und Polis-Bürgerschaft stelle eine Rückprojektion späterer Verhältnisse dar. Der Verfasser moniert zwar nicht, dass die in diesem Zusammenhang aufgeworfenen und von ihm in Fußnoten zitierten Fragen häufig die spärlichen und oft höchst zufälligen archäologischen Befunde völlig überfordern, merkt aber immerhin an, dass diese »kaum historisch bedeutsame Rückschlüsse erlauben« (S. 219).

Den Abschnitt V 1, 1 über die zahlreichen Höhenheiligtümer Attikas leitet der Autor mit dem Hinweis auf

ihre höchst unterschiedliche Verbreitung ein. Hinsichtlich des Zeusheiligtums auf dem Gipfel des Hymettos (S. 220) sei angemerkt, dass es sich nicht um die Kultstätte des Zeus Ombrios, sondern diejenige des Zeus Epakrios handelt (H. Lohmann, *Atene. Forschungen zur Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur des klassischen Attika* [Köln und Weimar 1993] 234. Dem stimmt inzwischen auch Merle Langdon zu [pers. Mittlg.]). Das Gipfelheiligtum auf dem Gur-i-Kuki (AS-SU-OF-01) möchte Rönningberg als Gehöft deuten (S. 222 Anm. 1630; S. 292), doch gehört es ebenso wie die Heiligtümer auf dem Tourkovouni (H. Lauter, *Der Kultplatz auf dem Tourkovouni. Attische Forschungen I* [Berlin 1985]), auf dem Kassidis (Lohmann, *Atene a. a. O.* 388 f. CH 60), der H 341 am Megalo Rimbari (H. Lohmann/G. Kalitzioglou / G. Weisgerber, *Boreas* 25, 2002, 16–25; 40–42 Abb. 3. 8–10; S. Nomicos, *Laurion* [Bochum 2021] 197 Kat. 135; 16–25; 40–42 Abb. 3; 8–10), dem Trikeraton bei Eleusis (richtig erkannt nur von V. Scully, *The Earth, the Temple and the Gods* [2. Aufl. New Haven 1979] 135, sonst stets als Wacht- und Signalturm gedeutet) und anderen zur Kategorie der Gipfelheiligtümer vom Plattform-Typus. Auch die ungewöhnliche Fundstelle in Hagia Photini (AS-AN-H-05, S. 222 Anm. 1630; 295) dürfte nach Lage und Form in diese Kategorie fallen. Zudem knüpft sie wie andere Höhenheiligtümer in Attika an einen prähistorischen Platz an, ohne dass dieser selbst zwingend als Heiligtum zu deuten wäre. Die angebliche »Nähe« (S. 295) von AS-AN-H-05 (= PH 18) zu den Heiligtümern auf dem Kassidis und dem Prophitis Elias ist kein Ausschlusskriterium, denn beide sind jeweils kilometerweit entfernt. (Bei dem ebenfalls von ihm ausgesonderten sogenannten Hymettos-Tower [AO-PA-H-02] handelt es sich um ein Rundgrab, siehe Lohmann, *Festungswesen a. a. O.* 143 Anm. 357; 231; 252; 311.)

Die Entstehung zahlreicher Höhenheiligtümer in spätgeometrisch-früharchaischer Zeit wertet Rönningberg als Indiz für eine Siedlungsverdichtung, ihren Bedeutungsverlust im sechsten Jahrhundert mit De Polignac für stärkere Anbindung der ländlichen Gebiete an Athen. Einen Wandel der Devotionalsitten zieht der Verfasser nicht in Betracht. Indem er die Höhenheiligtümer als »identitätsstiftende Versammlungsplätze« und damit als »gesellschaftliche Bindeglieder der ländlichen Gemeinden Attikas« deutet, überbewertet er diese meist höchst bescheidenen kleinen Kultplätze, die oftmals auch dazu dienten, Grenzen zwischen den Landgemeinden zu sakralisieren, und bei denen es sich in vielen Fällen auch nur um einen Höhenkult ohne jegliche architektonische Fassung handelt.

Während die Höhlenkulte für die frühen gesellschaftlichen Formierungsprozesse kaum auswertbar sind (S. 225 f.), sind die Heroenkulte an mykenischen Gräbern (S. 227–230), die sich in vielen Landschaften Griechenlands finden, für diese Frage von größerer Relevanz. Die gesamtattisch gesehen seltenen, aber über viele Generationen hinweg gepflegten Heroenkulte an den mykenischen Gräbern von Thorikos deutet der Autor als

Hinweis auf drei um Status und Prestige rivalisierende Gruppen (S. 230). Anschließend setzt er sich kritisch mit »Kultstätten im Zusammenhang mit [gleichzeitigen] Gräbern auseinander«, wobei er eine Reihe von Befunden mit guten Gründen problematisiert. Darauf im Einzelnen einzugehen ist hier nicht möglich, es sei nur darauf hingewiesen, dass die Südostfront des polygonalen Peribolos um das sogenannte »Heilige Haus« in Eleusis (S. 233; 328 f.) ein spätklassisch-frühhellenistisches Polygonalmauerwerk besitzt, kein spätarchaisches.

Breiten Raum nimmt die Behandlung der Athener Akropolis ein (S. 233–238), auf der sich Kultaktivitäten bis ins mittlere neunte Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Die Existenz eines geometrischen Tempels bezweifelt Rönning ebenso wie diejenige eines früharchaischen. Aufwendige Votive wie große Dreifußkessel weisen auf starke Konkurrenz der athenischen Eliten hin (S. 235) und seien nicht mit der Entstehung der Polis zu verbinden (S. 238). Vielmehr handele es sich, wie der Verfasser unter Berufung auf Martin Mohr formuliert, um die »Herausbildung eines zentralen Begegnungs- und Kommunikationsortes einer elitären Schicht« (S. 238). Kult war jedoch niemals nur ein reines Ober-schichtenphänomen.

Unter den Kultplätzen außerhalb Athens, bei denen der Verfasser zwischen solchen mit und ohne Siedlungszusammenhang unterscheidet, nimmt Eleusis eine besondere Stellung ein. Die frühen, bis heute völlig unzureichend publizierten Ausgrabungen und die spekulativen Mauerdatierungen erfordern dringend eine neuere Behandlung der Befestigungen von Eleusis und ihrer Bauphasen (dazu vorläufig M. Rönning, *Bull. Ant. Beschaving* 95, 2020, 47–68). Die Kritik des Autors am bisherigen Bild geht längst nicht weit genug (s. Lohmann, *Festungswesen* a. a. O. 78–89). Er vertritt erneut die Selbständigkeit von Eleusis noch im siebten Jahrhundert (anders Lohmann, *Festungswesen* 81) und erkennt dort einen lokalen Kultplatz, der rasch an Bedeutung gewann und den erst die Peisistratiden Athen einverleibten (S. 245). Insgesamt sei aber die Entwicklung des Heiligtums vom achten bis sechsten Jahrhundert ähnlich wie auf der Akropolis verlaufen. Dass Rönning nun auch noch das geometrisch-früharchaische Sounion für selbständig erklären möchte (S. 246 f.), weil »die Sounioten« einen Kouros weihen (S. 87 mit Anm. 610), geht entschieden zu weit. Dass die geometrisch-archaische Siedlung von Sounion am (wasserlosen) Kap gelegen habe, wie ich früher (Atene a. a. O. 120) vermutet habe, ist nach den umfangreichen Grabungen durch Eleni Andrikou wohl auszuschließen.

Für diverse Heiligtümer wie dasjenige der Artemis Mounychia im Piräus, der Brauronia in Brauron, der Tauropoulos in Halai Araphenides und einige andere vermutet Rönning jeweils Ursprünge und Funktion als »intergruppalen Versammlungsort« von Umwohnern der jeweiligen Gegend ohne überregionalen Bezug. Wie problematisch solche Deutungen sind, lehrt das Beispiel des Heiligtums bei der Kirche des Profitis Elias am Hy-

mettos, bei dem es sich nicht um dasjenige des Apollon Proopsios, sondern um das des Zeus Ombrios handelt. Zu diesem Ort veranstaltete man noch im neunzehnten Jahrhundert Bitprozessionen um Regen (Lohmann, *Atene* a. a. O. 234). Im semiariden Klima Attikas macht eine solche Kultstätte als bloßer »intergruppalen Versammlungsort« wenig Sinn.

In der Zusammenfassung (Kapitel VI, S. 259–270) unterstreicht der Verfasser noch einmal seine Kernthesen: Die Genese der Polis war ein langsamer, nicht-linearer Prozess, die solonischen Gesetze eine ahistorische Rekonstruktion, sukzessive Siedlungsverdichtung erfolgte vom zehnten bis siebten Jahrhundert, aber keine Binnenkolonisation, es gab keine Beschränkung des »formal burial« auf einen Teil der Bevölkerung und keine klar stratifizierte Gesellschaft im elften und zehnten Jahrhundert. Die Vorstellung einer politischen Einheit Attikas vor dem späten siebten bis mittleren sechsten Jahrhundert ist anachronistisch, erste Maßnahmen zur Integration der Region sind erst in peisistratidischer Zeit fassbar, die Institutionalisierung des Ergebnisses erst in kleisthenischer. »Die archäologischen Befunde liefern für die vor- und früharchaischen Phasen keine Indizien für die Bewertung Attikas als »politisch« zusammengehörige Region« (S. 262). (Ob sie dies unter methodologischen Gesichtspunkten überhaupt könnten, steht dahin.) Weiter: Die Entstehung zahlreicher spätgeometrischer und früharchaischer Heiligtümer ist ein »multilokales Phänomen«. Eine wachsende kultische Integration des Landes ist erst im Laufe des sechsten Jahrhunderts zu fassen. Insgesamt möchte Rönning »das Prozesshafte der gesellschaftlichen Transformationen« in den Vordergrund rücken« und »der griechischen Polis ihre Selbstverständlichkeit« (S. 263) nehmen.

Es folgen als Anhang ein Beitrag zur Keramikchronologie des elften bis siebten Jahrhunderts, in dem der Autor eine Herabdatierung der spätgeometrischen Keramik ins siebte Jahrhundert vertritt (S. 271–277), ein chronologischer Überblick über die einbezogenen Fundstellen (S. 278–285) sowie ein umfangreicher »Befundkatalog« (S. 286–389). Die darin für die einzelnen Fundstellen verwendeten Kürzel wie »AS-TH-N-05« sind, da weder alphabetisch noch numerisch geordnet, wenig benutzerfreundlich, weil jeder Verweis aus Text oder Fußnoten eine mühselige Suche auslöst.

Fazit: Der vorliegende Band stellt eine wahre Sisyphusarbeit im sprichwörtlichen Sinne dar und sprengt die Normen einer »gewöhnlichen« Dissertation. Auch wenn Maximilian Rönning's Thesen nicht in allen Punkten überzeugen, ist die wissenschaftliche Leistung zu bewundern. Große Skepsis gegenüber gängigen Vorstellungen ist gewiss berechtigt, und es gilt, alles immer wieder erneut auf den Prüfstand zu stellen. Dennoch schießt die Kritik teilweise übers Ziel hinaus. Die frühe Eisenzeit Griechenlands ist und bleibt Prähistorie und bietet insofern breite Interpretationsspielräume. Dabei ist es gewiss verlockend, das immer noch weitgehend undeutliche Bild mit viel soziologischer Theorie zu kolorieren. Der Versuch von Rönning ist nicht der erste

und nicht der einzige in dieser Richtung. Doch trotz der hier vorgebrachten kritischen Anmerkungen legt das Buch sicherlich Grundlagen für künftige Forschungen.

Bochum

Hans Lohmann